

Drei Tage Bedenkzeit

Autor(en): **Jonathan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Drei Tage Bedenkzeit.

Von Jonathan, Zürich.

Im vergangenen Winter hatte ich geschäftlich in Bern zu thun und benutzte den Abend-Schnellzug zur Hinreise. Gleichzeitig mit mir war ein Herr eingestiegen, dessen geistreiches Gesicht mir angenehm aufgefallen war; er hatte einen frischen rothigen Teint, wie er sonst nur den vornehmen, jungen Damen Hollands oder Schottlands eigen ist, was mich bestimmte, ihm ein heiteres, sorgloses Gemüt zuzuschreiben. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn er verstand es, uns die trägen und trüben Stunden, die von einem Winterabend im Coupé unzertrennlich sind auf die liebenswürdigste Weise zu verkürzen. Weit davon

entfernt, uns auf jene triviale Weise zu unterhalten, die einem gewissen Typus berufsmäßiger Reisender eigen ist, waren seine Bemerkungen die eines feinen Beobachters, und die mir gegenüber sitzenden zwei Herren und ich selbst wurden in unserem Gespräch sehr lebhaft. Unser Mitreisender verstand es, demselben immer wieder eine neue Wendung zu geben, so daß die Zeit wie im Fluge verstrich.

Eine Stunde etwa vor Bern raffte er sein Gepäck zusammen und verabschiedete sich von uns, indem er sich gleichzeitig vorstellte, und ich war nach Allem nicht sonderlich überrascht, aber sehr freudig berührt, zu erfahren, daß ich zwei Stunden in der schätzenswerten Gesellschaft des berühmten Schriftstellers M. zugebracht hatte. Wir alle bedauerten, daß wir das Vergnügen nicht länger genießen konnten.

Nach seinem Weggange erzählte uns einer der mir vis-à-vis sitzenden Herren, daß M. verlobt sei, daß er demnächst heiraten werde und daß seine Braut in eben jenem Orte wohne, wo er uns verlassen habe. Er, — der Sprecher — habe öfters in jener Stadt zu thun und wisse das, sowie auch, daß die Verlobung unter nicht sehr gewöhnlichen Umständen stattgefunden habe. Wir baten um die Geschichte, und mein Gegenüber erzählte uns den Fall: Vor etwa vier Monaten war der Hochzeitstag eines Freundes von M. Der Zufall fügte es so, daß von den geladenen Gästen alle verheiratete Leute waren, mit Ausnahme eines einzigen Mädchens von etwa zwanzig Jahren und des Herrn M. Es war selbstverständlich, daß Herr M. sie zu Tische führte und ebenso selbstverständlich, daß irgend ein Späzmacher die Gelegenheit wahrnahm, ein Hoch auf die noch ledigen Leute auszubringen. Einige Damen nun, die entschiedenes Talent zum Cupido hatten, — und übrigens in wenigen Gesellschaften fehlen — begannen die üblichen Hoffnungen daran zu knüpfen, daß dieser Hochzeit wohl bald eine zweite folgen werde, und der Späzmacher bemerkte, unter der Fröhlichkeit der Anwesenden, es wäre eigentlich die günstigste Gelegenheit, die Verlobungsfeier sofort mit dem Hochzeitsmahle zu kopulieren, worauf die junge Dame scherzend entgegnete, sie erbiete sich doch wenigstens drei Tage Bedenkzeit.

Herr M. war ebenfalls schon ein wenig weinfröhlich geworden und erwiderte flugs darauf, daß er die Bedingung acceptiere, indem er die Gäste zu Zeugen anrief. Man war allenthalben in heiterster Laune, wozu die etwas ungewöhnliche Herausforderung Anlaß genug geboten hatte.

Als man aufbrach, wurde Herr M. nochmals nachdrücklichst ans Herz gelegt, sich ja seines Pactes zu erinnern, was er lachend versprach.



1166. 3. Holzschnitt von Hans Holbein d. J. (1520) aus den „Stadtrechten und Statuten der 1361. Stadt Freiburg.“ (Stadtbibl. Zürich).

Mancher Andere nun hätte sicherlich der Sache dann eine scherzhafteste Wendung gegeben, indem er sich vielleicht durch eine lebenswürdige Aufmerksamkeit, durch Uebersendung eines sinnigen Geschenkes von einem auf so schwachen Füßen stehenden Versprechen losgekauft hätte, wie man es etwa mit „Vielliebchen“ thut. Nicht so Herr M. In seinem Uebermut sandte er am dritten Tage ein zierliches Briefchen an jene junge Dame, und Sie können sich denken, wie groß sein Erstaunen gewesen sein mag, als er klipp und klar in ganz kurzen Worten die Antwort erhielt, daß er — als Bräutigam angenommen sei. Er war also verlobt, ohne eigentlich den geringsten Anlaß dazu geboten zu haben, mit einer, übrigens ziemlich hübschen jungen Dame, die er aber gar nicht kannte. „Hier aber, meine Herren“ — so schloß unser Erzähler — „ist Bern, und unsere Reise, sowie meine Geschichte, ist zu Ende. Wie die Sache weiter verlief, weiß ich nicht, ich habe nur gehört, daß Herr M. zwei oder dreimal des Monats seine Braut besuchte, und daß es ihm mit der Hochzeit nicht so sehr eilt.“

Während ich nach meinem Hotel gieng, mußte ich unwillkürlich über das Schicksal der zwei Menschen nachdenken, die auf solche frivole Weise einen Bund fürs Leben schließen wollten. Aber ich hielt mich nicht lange bei dem Gedanken auf. Ich überlegte mir, wie heiter und sorglos Herr M. ausgesehen habe, wie er das Leben gewiß von der leichten Seite auffasse und vielleicht die Ehe als den ruhigen Hafen ansehe, in dem er nach den Genüssen des bewegten Junggesellen-Lebens — das er seinen Schilderungen nach recht gründlich durchgekostet haben mußte — das stille häusliche Glück um so wohlthuerender empfinden würde. Andererseits konnte ich nicht umhin, seiner Braut einen ziemlich resoluten Charakter anzubilden. Eine junge Dame, die in Gesellschaft erklärt, sie erbitte sich vor ihrer Verlobung drei Tage Bedenkzeit und dann auf eine humorvolle Anfrage hin allen Ernstes erwidert, sie hätte sich in dem bedeutungsvollen Sinne entschieden, eine solche junge Dame wäre mir etwas zu selbstständig, obwohl ich kein Gegner der Frauen-Emancipation bin!

Ich überlegte für und wider und konnte das Gefühl nicht unterdrücken, daß mir Herrn M.'s Bild ohne die Verlobung lieber gewesen wäre. — — —

Monate vergingen, ohne daß ich weiteres gehört hätte, nur glaubte ich, in seinen sonst so sprühenden Feuilletons, die ich immer gerne las, mattere Farben zu bemerken.

Im Juni machte ich einen Ausflug in die bayerischen Alpen. Eines Morgens gieng ich an einem der düsteren Seen entlang und bemerkte, in kurzer Entfernung vor mir, einen einsamen Spaziergänger, der, so wie ich, mit Absicht die Ruhe aufgesucht zu haben schien. Die Figur, der Gang schienen mir bekannt zu sein, aber ich konnte mich nicht bestimmen, wo ich der Gestalt begegnet sein mochte. Wir befanden uns an einem stillen abgelegenen Plätzchen, dicht am See. Der Einsame schien Umschau zu halten, er blieb stehen und wandte sich um, ohne mich zu bemerken.

Ich kam nach und nach näher und konnte ihn so besser ins Auge fassen. Er schien immer noch etwas zu zucken, da er das Ufer einer sorgfältigen Prüfung unterzog.

Wie ich ihn so ganz genau anlah, begann ich mich gründlich zu ärgern, da ich ganz bestimmt wußte, daß ich mit ihm schon zusammengekommen war, aber weder auf den Namen kommen konnte, noch wollte es mir einfallen, wo ich ihn getroffen hatte.

Da fuhr mir jene Reise nach Vera durch den Sinn, und eine eigentümliche Ideenverbindung ließ mich bligsknell ein Stück seiner Lebensgeschichte ahnen, denn es war niemand anderer als Herr M., aber die Miene war ernst und strenge, die Farbe des früher vollen Gesichtes war bleich, und die Haut hatte etwas Lederartiges an sich.

Er hat die junge, fremde, resolute Dame also richtig geheiratet, sagte ich mir und — — — ich stockte, wagte es kaum auszubedenken — — — und hat sich hierhergeschlichen, um sich von ihr zu befreien. Es galt ein Menschenleben zu retten.

Entschlossen schritt ich auf Herrn M. zu und nannte ihn ganz laut beim Namen.

Ohne im Geringsten zu erschrecken, richtete er sich auf und zog den Hut, indem er überrascht entgegnete: „Ich habe nicht das Vergnügen!“

Es kann ja vorkommen, daß man sich einer flüchtigen Bekanntschaft nach mehr als einem halben Jahre nicht mehr erinnert, und ich erwähnte daher unsere gemeinsame Reise in der Schweiz.

Da antwortete Herr M. verbindlich: „Ach so, Sie meinen den Schriftsteller M., meinen Bruder; wir sind Zwillinge, und die große Ähnlichkeit unter uns ist die Veranlassung der sonderbarsten Verwechslungen. Ich bin Botaniker. Mit wem habe ich die Ehre?“

Ich stellte mich vor und bat um Entschuldigung, konnte aber eine Bemerkung über die verblüffende Ähnlichkeit nicht unterdrücken.

Wenn es mir auch eine Erleichterung war, zu vernehmen, daß ich in dem vermeintlichen Welt-Flüchtling nur einen strebsamen Mann der Wissenschaft vor mir hatte und in Herrn M. mit der ledernen Haut nicht unseren fröhlichen Gesellschafter, so muß ich dennoch recht verdutzt ausgesehen haben, denn Herr M., der Botaniker, fühlte sich zu der Bemerkung veranlaßt, ich sei wohl

zur Kur hier, und er begann sofort mir eine Vorlesung über die Vorzüglichkeit der Luft-Verhältnisse in den Alpen zu halten, wobei er sich mehr wissenschaftlicher Ausdrücke bediente, als ich verstand.

Ich wagte ihn zu unterbrechen, indem ich den günstigen Moment einer Pause erhaschte, die er nach diesem ersten Kapitel machte, und erkundigte mich nach seinem Bruder.

„Oh,“ meinte er, „der ist seit zwei Monaten sehr glücklich verheiratet. Er kommt aus den Fliederwochen gar nicht heraus. Man sagt mir von verschiedenen Seiten, daß sein Stil augenblicklich etwas flüchtig sei und ich fürchte“ — hier lachte der Gelehrte zum ersten Male — „er schenkt seiner Frau zu viel Aufmerksamkeit.“



Bauer aus der Umgebung der Stadt Bern.
Nach dem Stich von J. L. Aberg, Landschaftsmaler und Radierer,
geb. 1723 in Winterthur, gest. 17. October 1786 in Bern.





Herbstlich.

Uns beiden ist der Lenz entflohn,
Und auch der Sommer schwand dahin;
Bunt färbt des Herbstes Laub sich schon,
Spürst du den Herbst, sag', spürst du ihn?

„Ich will nicht!“ ruffst du barsch mir zu,
„Noch fließt mein Blut so leicht und warm
Laß mich mit deinem Herbst in Ruh,
Ich weiß, er macht uns bettelarm.“

Ja, wehr' dich, Freund, so gut du kannst,
Nur glaube mir, es währt nicht lang,
Bis du zur Wahrheit dich ermannst
Und anstimmst einen Grabgesang. —

Den Grabgesang auf Lust und Lieb,
Den jeder singt zu seiner Zeit,
Bei dem es — wie bei dir, vergieb —
Wohl allzu üppig hat gemait.

Bricht dann die Kälte jäh herein
Und raubt vom Glück dir Stück um Stück,
Und fühlst du dich auch sehr allein,
Wünsch' doch den Frühling nicht zurück!

Das Leben bot dir ja genug,
Und was noch kommt, du weißt es längst:
Erst der Erinnerung stiller Zug,
Zuletzt der Tod auf schwarzem Hengst!

Nanny von Escher, Zürich.